

Die Sozialdemokraten fordern staatliches Eingreifen in die Arbeitsverhältnisse, um die Willkür der Kapitalisten einzudämmen. Sie stellen die Pflicht des Staats auf, den Hungernden Unterstützung zu gewähren. Diesen Forderungen stellt sich die Kirche entgegen, weil sie sie als Eingriffe in ihr Gebiet betrachtet. Nicht durch staatliche Zwangsmittel können die Arbeitsverhältnisse dauernd verbessert werden, sagt sie, sondern nur durch Verbesserung der Menschen selbst, durch Beachtung der christlichen Gebote. Nicht der kalte Zwang der vom Staat auferlegten Verpflichtungen, sondern das Bewußtsein der gegenseitigen Pflichten soll Abhilfe bringen. Keine behördliche Schulweisung, die den Familiensinn untergräbt, sondern Verädigung der Elternliebe und der Wohltätigkeit. Nicht ein durch tote Gesetze geregelter kontraktmäßiges Verhalten der Menschen, sondern der lebendige christliche Sinn soll herrschen. Nicht der sozialistische Staatszwang, sondern die praktische Nächstenliebe, die christliche Charitas, soll die gesellschaftlichen Verhältnisse regeln.

Arbeiter, die noch wenig Erfahrungen des Klassenkampfes gesammelt haben und noch hinter den Personen ihrer Verbände das kapitalistische System sehen, sind geneigt, solchen Anschauungen beizustimmen. Um so mehr, wenn sie lesen, wie im Mittelalter, als alle Menschen noch gut katholisch waren, die herzlose Geldsucht und Ausbeutung unbekannt waren, und Kirche und Privatleute um die Wette die Armen durch reichliche Almosen unterstützten. Dann denken sie, daß die Vinderung des Elends durch die christliche Charitas doch nicht eine unmögliche Utopie ist.

Die Praxis der heutigen Kirche und der Privatkapitalisten, die ihre Glaubensbrüder sind, treiben die meisten katholischen Arbeiter allmählich auf dieselbe Bahn der materiellen Forderungen, auf der ihre Klassengenossen vorwärts schreiten. Aber zu festen, einschüßlichen Klassenkämpfern werden sie erst, wenn sie den Ursprung und die Bedeutung jener christlich-gesellschaftlichen Anschauungen klar erkennen.

Diese Anschauungen sind nicht die Quelle, sondern bloß der theoretische Ausdruck der mittelalterlichen Wohlthätigkeit, die als Praxis ein notwendiger Zubehör der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse war. Praxis und Theorie gehören der vorkapitalistischen Zeit, der Zeit der Naturalproduktion an, als Arbeitsprodukte und Arbeitskraft noch keine Waren waren. Die großen Vorräte erzeugter Produkte, die hier hauptsächlich Produkte der Landwirtschaft waren, konnten nicht verkauft und in der Gestalt von Geld, das nicht verdirbt, aufbewahrt werden. Was tust du mit diesem Reichthum anzufangen? Ihn verderben lassen? Sie unterhielten damit einen großen Hofstaat von Dienern und Parasiten, hielten Schmauspartien mit ihren Freunden ab und beschenkten zum eigenen Seelenheil die Armen. Die Geistlichen und Mönche konnten gleichfalls die Erzeugnisse der großen Besitztümer der Kirche zu nichts anderem als zum eigenen Wohlleben und zum Beschenken der Armen verwenden. Wenn in einer kapitalistischen Gesellschaft, in der die Naturalproduktion herrscht, Reiche und Arme nebeneinander leben, Personen mit vielen Produktionsmitteln und Personen ohne Produktionsmittel, so muß notwendig dieses Verhältnis entstehen, daß der Arme als Schmarotzer, als Lakai oder als Bettler einen Teil vom Reichen mitbekommt. Die christliche Charitas ist der religiöse Ausdruck dieses vorkapitalistischen Verhältnisses.

Mit dem Aufkommen des Kapitalismus und der Warenproduktion wird das ganz anders. Können die Produkte verkauft werden, so werden sie nicht mehr verschleudert. Denn jetzt ist es nötig, Geld anzuhäufen, Kapital zu sammeln. Andererseits wird es nun möglich, die Arbeitskraft vorteilhaft auszubehüten, die Armen, die keine Produktionsmittel besitzen, sollen jetzt im Dienste der Kapitalisten arbeiten. Ihnen Almosen schenken bedeutet jetzt ihre Faulenzerei ermuntern und sie von der Arbeit fernhalten. Diese neue bürgerlich-kapitalistische Anschauungsweise fand in dem Protestantismus ihren Ausdruck, der die Klöster und Kirchengüter einzog und die Masse der daraus unterstützten Besten dem Elend der Landstraße und der Ausbeutung in der Fabrik überwies.

Sergiosität und Geldgier traten an die Stelle der lebensfrohen mittelalterlichen Wohlthätigkeit. Kein Wunder, daß die ausgebeutete Masse jahe an der Ideologie festhielt, die zu der verhassten neuen Gesellschaft im Gegensatz stand und deren Charakterzüge, unter denen sie schwer zu leiden hatte, neuerteilte. Kein Wunder, daß es jetzt Zeit kostet, bevor sie imstande ist, diese reaktionäre Ideologie aufzugeben und sich für ein besseres Ideal zu begeistern.

Mag es aber Zeit kosten, auf die Dauer kann diese Ideologie sich nicht aufrecht erhalten, gerade weil sie reaktionär

ist. Sie sucht die Rettung in einer Vergangenheit, die nicht zurückkommt. Die jede reaktionäre Ideologie, die als überkommene Erbschaft früherer Jahrhunderte in den Herzen eines Teils der Unterdrückten lebt, dient sie jetzt nur noch zur Verteidigung des Kapitalismus; denn sie stellt diese Proletariat feindselig gegenüber den Forderungen, die für den Fortschritt der Arbeiterklasse notwendig sind. Sie versucht die Aufmerksamkeit von dem einzig möglichen praktischen Weg zur Aufhebung des Elends abzulenken. Das kann aber nur zeitweilig gelingen. Gerade diese Rolle der reaktionären Ideologie im Klassenkampf, die aussteigende Klasse zu spalten, öffnet den Arbeitern die Augen, sobald sie einmal die Notwendigkeit der Einheit erkennen.

Die Bewegung der französischen Staatsbeamten.

Herr Clemenceau schickt sich an, der Scharfmachergruppe um den Tempel einen Gefallen zu erweisen und gegen die Vereinssfreiheit der Staatsbeamten einen entscheidenden Schlag zu führen. Die Beamten sollen provozieren werden, indem Herr Clemenceau die Honorierung der gelegentlich des letzten Postbeamtenstreiks geleisteten Versprechungen der Regierung versagt. Die gelben „Sozialisten“ Biviani und Briand, die noch vor einigen Tagen die Koalitionsfreiheit der Beamten anzustreben vorgaben, stehen heute entschlossen hinter Herrn Clemenceau. Sie sind, wie das radikal-demokratische Genie von gestern, bedingungslos zum Stiefelpüßer der Tempelkulte herabgesunken.

Es sei bemerkt, daß die Regierung bei diesem „Geschäft“ stündlich die Palastrevolution zu gewärtigen hat. Ein großer Teil der Radikalen bekämpft die scharfmacherische Politik der Regierung, denn die Zeit der Kammerwahlen ist bedenklich in die Nähe gerückt, und die letzten Erfahrung haben bereits gezeigt, daß die Beamtenschaft der radikalen Partei das Vertrauen entzog und der Sozialdemokratie zuwendete.

Wie niedrig und rechtsbrecherisch die Provokation der Beamtenschaft besorgt wird, bezeugt folgender Bericht der Frankfurter Zeitung:

Ueber die Energie des Ministeriums Clemenceau gegen die Postbeamten freut sich am meisten der Tempel. Statt mit einem eingebildeten und verdächtigen Ekelmut solle im gegenwärtigen Konflikt, so verlangt der Tempel, mit Gerechtigkeit, mit Verständnis für die allgemeinen Interessen und mit Berücksichtigung der Gesetze regiert werden; die Bürger und Steuerzahler erwarten nicht das Ekelmut der Regierung, sondern sie verlangen eine richtige Verteidigung (!) gegen den Sozialismus und gegen die Anarchie. Aber das Blatt beglückwünscht doch die Regierung zu dem, was sie in den letzten Tagen getan hat, und spricht die Hoffnung aus, daß es ihm noch weiter verabsäumt sein werde, ihr Fesseln zu spenden. Darauf antwortet Herr de Ranassis im Steile, indem er folgendes ausführt: „Wir sind auch um die Zukunft besorgt und besorgen es, daß eilige Stiefel in der Stadt, wo sich reden zu machen, die wirtschaftlichen und moralischen Interessen des Landes und der Republik vergessen. Aber wir haben und durch die Geschichte belehren lassen und glauben nicht, daß es der Republik möglich sei, ihre Existenz durch die Gewalt zu sichern. Wir haben die Ergebnisse der Diktatur Cavaignacs, die dem Lande durch die konservativen Ausgewungen wurde, noch nicht vergessen, und wir wünschen nicht, daß die dritte Republik in dieselben Fehler verfälle, durch welche die zweite Republik zugrunde gegangen ist. Regiert die Regierung und die radikale Majorität zu einer Politik der Repression drängen, das ist eine böse und gefährliche Täuschung. Sie steht im Widerspruch zu den Grundfragen, auf denen die Republik ruht und durch die sie sich von den Regierungen des Despotismus unterscheidet, und sie ist gefährlich, weil sie, wenn die Regierung wirklich den Fehler begeht, die Radikale des Tempels zu besorgen, unsehbar zu einer Spaltung der republikanischen Regierungspartei in zwei feindselige Fraktionen führen und eine Menge braver Leute, unter den Beamten wie unter den Arbeitern, etwa der Revolution oder der Reaktion in die Arme treiben würde. Der Tempel behauptet, es liege wenig daran, ob die Herren Clemenceau und Barthou die den Postbeamten gegebenen Versprechungen halten oder nicht, und er läßt die beiden Minister unverhohlen ein, ihre Verpflichtungen zu vergessen. Eine Regierung, die auch die letzten Bürger und die bescheidensten Beamten täuschen würde, wäre des Vertrauens durchaus unwürdig.“

Und diese „unwürdige“ wortbrüchige Gesellschaft wagt es, von Recht und Ordnung zu reden und zu schreiben! Aus Paris liegen die folgenden Depeschen vor:

Paris, 7. Mai. Eine Versammlung von Bahnarbeitern beschloß, unverzüglich ein Referendum über einen allgemeinen Eisenbahnerausstand herbeizuführen, und setzte ein Streikkomitee ein.

Paris, 8. Mai. Der Verband der Post-, Telegraphen- und Telephonbeamten wird eine Erklärung anschlagen lassen, die darthut, daß die Regierung den Beamten gegenüber das ihr seit dem ersten Ausstande gegebene Versprechen nicht gehalten habe. Sie seien entschlossen, ihre Rechte und ihre Freiheiten zu verteidigen. Die Deffektivität solle entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist.

Paris, 8. Mai. Der Staatsanwalt hat dem Tempel zufolge bereits das Verfahren zur Auflösung der vorgezogenen getrennten Gewerkschaft der Postbeamten eingeleitet.

Paris, 8. Mai. Die Eisenbahner hielten in letzter Nacht ihren Schlupfonges ab, welchem 4500 Mitglieder in der Arbeitsdrüse beizuhören. Es wurde folgende Tagesordnung angenommen: „Die Eisenbahner billigen entschieden die Organisation eines nationalen Syndikats. Sie sind entschlossen, die Reform der Altersrente zu erlebigen, und zwar dadurch, daß sie an dem nicht fernem Tage, an dem gehandelt werden soll, sich mit Begeisterung erheben, um diese Reform durch den Generalausstand zu erzwängen.“ Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben, nachdem man die Solidarität mit den Kameraden von der Postverwaltung ausgedrückt hatte.

Paris, 8. Mai. In Lyon hat die Vereinigung der Kaufleute und Industriellen beschlossen, ihre Angestellten der Postverwaltung zur Sicherung des Postdienstes zur Verfügung zu stellen.

Gewerkschaftsbewegung.

Streikbrecher und Polizei.

Stehende und schießende Streikbrecher sind keine Neuheit mehr; Messer und Revolver sind vielmehr ebenso Attribute dieser sauberen Kunst geworden, wie Summischläud und Sädel das Wahrzeichen der Polizei. So mancher brave Arbeiter hat schon Gesundheit und Leben durch die verbrecherische Hand eines solchen Unternehmerschlingens eingebüßt, und wenn so ein Wurf ja einmal vor die Schranken des Gerichts gezogen werden mußte, so ließ Madame Justitia reichlich Milde walten eingedenk ihrer Pflicht, die Ordnung zu sühnen.

Jetzt hat nun wieder in Dortmund, wo die Unternehmer die Holzarbeiter sribol ausgesperrt haben, der Revolver eines Streikbrechers Menschenleben bedroht. Bei der Firma Grupe verrichtete ein solch „nützliches Element“ seine ehrenwerte Arbeit; natürlich war auch die Polizei stark vertreten zum „Schutze“ dieses Herrn. Das starke Polizeiaufgebot zog nun am Mittwoch abend eine Menge Zuschauer an, so daß ein Polizist selbst eingestand: „Es sieht ja gerade so aus, als ob wir den Aufstand der Urisachen.“ Schließlich öffneten sich die Tore der Firma Grupe, und der hier in Frage kommende Streikbrecher trat heraus, begleitet von dem Bruder des Herrn Grupe, und bewaffnet mit einem Summischläud und einem Revolver. Als ein Arbeiter, gereizt durch höhnische Bemerkungen des Arbeitswilligen, diesem zu nahe kam, schlug der Arbeitswillige mit dem Summischläud auf den Arbeiter ein, der rasch flüchtete, von dem Streikbrecher aber verfolgt wurde. Anstatt den bewaffneten Arbeitswilligen daran zu hindern, setzte sich die Polizei vielmehr ebenfalls rasch in Bewegung und stürmte mit gezogener Sädel in das Haus hinein, in das der Arbeiter geflohen war. Bald brachte sie ihn auch an einer Hand gefesselt heraus.

Während der Abführung des Gefesselten ging der arbeitswillige Geld weiter in Begleitung des Herrn Grupe seiner Wohnung zu; die Menschenmenge war inzwischen zu einem ungeheuren Strom angeschwollen. Plötzlich beobachtete man, wie dieser mit einem Revolver hantierte. In der Menge wurden allerlei Schreien laut: eine Stimme rief: „Er schießt!“ Ein Mann, der direkt an der Haustüre stand, wich plötzlich zurück, und als der Revolverheld merkte, daß man ihn floh, lief er mit tatengeschwelter Brust hinter dem Manne her, feuerte aus seinem Revolver einen Schuß in die Menschenmenge. Frauen und Kinder stoben schreiend auseinander; glücklicherweise war der Schuß aber fehlgegangen. Empörte Rufe wurden laut; doch fiel es der Polizei nicht etwa ein, den Revolverhelden zu packen, sondern — sie verfolgte zwei der Auser und stellte deren Namen fest!

In dem Vorgange ist eigentlich nichts Verwunderliches. Polizei und Streikbrecher sind ja die vornehmsten Stützen des Unternehmertums und kämpfen im trauten Verein für „Ordnung und Recht“.

stehe sehr wohl, welchen großen Kummer sie ihm bereitet habe. Er müsse ihn ihr verzeihen. Sie bedürfe seiner Verzeihung, denn sie wisse, daß ihr Verhalten nicht würdig gewesen sei. Jetzt lähe sie und könne sich selbst sagen, wie sie als treue Frau in dieser unglücklichen Situation hätte handeln müssen. Aber damals habe sie, was er vielleicht verstehen würde, nicht Befinnung genug gehabt, dies einzusehen.

— Sie fand selbst, daß der Brief so trocken und armfelig war. Es stecke eine mehrtägige Arbeit darin — Bogen voll von enggeschriebenen Wörtern waren zerfassen und in den Ofen geworfen. Einer davon lautete:

„... einmal im Laufe der Zeit sehnte ich mich danach, dich zu lieben, wünschte es und bat Gott darum. Ich wartete darauf und glaubte so sicher, daß es kommen würde. Ja, ich weiß es, du bist meiner Seele so nah gewesen, daß es in mir über das jubelte, was geschehen würde. — Ich war jung, als ich in deine Stuben einzog. Ich war neid und selbstfüchtig — opferte nur dem, der mein Herz besaß, Vater, und kam dir nicht näher, denn ich verstand nur einen und eins: Vater und sein Lebenswerk. Ihm ward mein Bedürfnis, mich aufzuopfern, zu teil. Das hat immer in mir gelebt. Du hättest ihm einen Weg bahnen sollen — den Weg zu dir. Du machtest nur halbe Versuche. Du, der du sonst ein Mann des Handelns bist, warum handelstest du nicht, als es mich zu gewinnen galt? Dr errietest nur meine Wünsche. Wie ungeschickt und selbstzerstörend stolz du warst! Als du entdecktest, daß ich dich liebte, sollte ich zu dir kommen. Du wolltest nur haben, was dir gegeben wurde. Du griffst nicht zu. Daher erhieltst du so wenig. Du wolltest mit keinem andern Mann um mich kämpfen ... am allerwenigsten mit einem, den du geringschättest. Aber wer nicht kämpfen will, hat schon verloren. — Als Vater gestorben war, griff ich wieder und wieder nach dir. Ich wußte ja, daß ein dauerndes Glück für mich nur mit dir zusammen zu

finden sei, der du der Vater meiner Kinder warst. — Ich, die ich dich liebte, wie eine Frau ihren Gatten lieben soll, ich konnte nicht mehr tun, als ich tat. Aber du, der du mich liebtest, — warum handeltest du auch damals nicht? Warum riefst du nicht die Dornen heraus, die ich, deine Geliebte, dir in dein Fleisch gedrückt hatte? — Warum drücktest du sie tiefer hinein, so daß sie noch mehr schmerzten? — Warum klagtest du nie? Warum riefst du nie nach meinem Aufopferungsbedürfnis? — Wie fürchtete ich mich, dahin zu gleiten, wohin ich schließlich doch glitt — zu dem andern hinüber. Ja, willst du wohl glauben, daß zwischen den Tränen, die ich diese Tage vergossen habe, auch Tränen waren über das, was für dich und mich und unsre Kinder vergeudet ist, weil du den Kampf aufgabst; denn ich kenne deinen persönlichen Wert und habe ihn lange gekannt.“

Sie wollte ihm diese Worte nicht senden, denn was sollte wohl danach kommen? Was weiter als Schmerz? Konnten sie das auslöschen, was geschehen war? — Etwas wieder aufzutreiben? Nein.

Während sie dasaß und an diesem Bogen arbeitete, erging es ihr, wie es ihr gestern und vorgeestern ergangen war, als sie an dem ersten und an dem zweiten und an allen den übrigen Anläufen zu Briefen an ihn schrieb — sie fühlte plötzlich, daß er dies nicht lesen dürfe. — Noch nicht. — Später einmal.

Bei Tisch an dem Tage, nachdem sie den kleinen Brief mit der Bitte um Verzeihung auf seinen Nachttisch gelegt hatte, sah und hörte sie nichts, das darauf schließen ließ, daß er ihn gelesen hatte. Und er richtete weder eine Frage noch eine Bemerkung an sie — alle Worte galten den Kindern.

Er wird es schreiben, dachte sie. Er ist nicht imstande, es mündlich zu sagen.

Aber es kam keine Antwort, auch am nächsten Tage nicht. Und auch nicht an dem, der darauf folgte,

So lange hatte sie sich mit dem kurzen Brief abgemüht, den sie ihm sandte, daß sie ihn auswendig wußte, und nun ging sie umher und wiederholte ihn sich, betastete jedes Wort darin, um irgend etwas zu finden, was sie nicht hätte sagen sollen. Aber sie fand nichts. Vielleicht war er der Ansicht, daß die ganze Bitte um Verzeihung plump, überflüssig sei. Vielleicht wollte er ihr nicht verzeihen. Oder er konnte nicht.

Er hatte wohl zu entschuldigt verloren. — Vielleicht glaubte er, daß er hätte fliehen können, wenn er hätte kämpfen wollen. Wenn er das selbst glaubte, mußte sein Schmerz tödlich bitter sein. Ja, einen solchen Glauben — jedenfalls eine solche Vermutung mußte er haben; denn der Mann wußte, wer er war. Er unterschätzte sich nicht. — Und da nagte vielleicht die Neue an ihm ... weil er nicht gekämpft hätte ... denn er hatte so große Kräfte in seiner Brust ... dort, wo die Reime der Selbstvernichtung so gut gedeihen. Er hätte sie herausreißen können, wenn sie ihn geliebt hätte. Aber sie hatte ihn nicht geliebt. Und darum wuchsen sie. — Und nun haßte er sie.

Mit jedem Tage, der verging, ohne daß eine Antwort auf ihren Brief kam, ward sie fester in diesem Glauben. Woche auf Woche schlich dahin. Er fragte, wenn er durchaus nicht umhin konnte, zu fragen, und antwortete ihr mit einsilbigen Worten, aber niemals heftig, niemals ungeduldig. Er verlor seine Würde auch nicht einen Augenblick. Sein Schwelgen lag da wie ein Felsen, der die Sonne ausschloß.

Wollte er sie aus dem Hause treiben? Wollte er am liebsten, daß sie die Stadt und das Land verließ?

Sie brauchte ihn nicht zu fragen. Sie kannte ja die Antwort, hatte sie ein für allemal erhalten:

„Die Jungen bedürfen der Aufsicht.“ Und „Du hast beständig deine Freiheit.“

(Fortsetzung folgt.)